

## Der Pfarrer als Musterprotestant Zum Wandel einer kirchlichen Funktionselite

### I. Der Funktionswandel im Pfarrerberuf und seine theologische Deutung

»Bedürfen wir des Pfarrers noch?« Unter diesem Titel veröffentlichte der ehemalige Theologiestudent und nunmehrige Publizist Theodor Kappstein 1906 die Ergebnisse einer an Vertreter des gebildeten Bürgertums gerichteten Rundfrage<sup>1</sup>. Wie das an Professoren, Künstler und Journalisten adressierte Anschreiben zu erkennen gibt, sah sich Kappstein zu dieser Initiative vor allem durch die Beobachtung eines zunehmenden Funktionsverlustes des traditionellen Pfarramtes vor allem in der Welt des gebildeten Bürgertums veranlaßt. Statt die Predigt des Pfarrers auf der Kanzel zu hören, möchte man sich lieber eigene Gedanken machen. Die Aufgabe des Konfirmandenunterrichts wird auch durch den Religionsunterricht an der Schule erfüllt. Der Pastor als Seelsorger wird durch den Arzt ersetzt. Den Priester am Altar macht das allgemeine Priestertum des auf die gebildete Individualität setzenden Protestantismus überflüssig. Und die christliche Liebestätigkeit wird von der kommunalen Wohlfahrtspflege wahrgenommen<sup>2</sup>.

Auch wenn die Antworten, die Kappstein auf seine Rundfrage erhalten hat, dem Pfarrerberuf keineswegs die pure Bedeutungslosigkeit bescheinigten, antwortete Martin Schian zwei Jahre später (1908/09 und 1913/14) doch mit der Publikation einer Vorlesungsreihe zum »evangelischen Pfarrer der Gegenwart«<sup>3</sup>. Den verunsicherten Theologiestudenten und Amtsträgern zur Ermutigung versuchte er darin sein Idealbild vom Pfarrerdasein zu entwerfen. Solcher Ermutigung schien es auch dem liberalprotestantischen Praktischen Theologen dringend zu bedürfen. Da war für ihn zum einen die »schmerzliche Beobachtung« einer schwindenden Attraktivität des Theologiestudiums für Studierende aus den gesellschaftlich führenden Kreisen nicht mehr nur des Adels, sondern nun gerade auch des Bildungs- und Wirtschaftbürgertums<sup>4</sup>. Von der nach wie vor starken Rekrutierung des Pfarrerstandes aus den eigenen Reihen einmal abgesehen, schien das Theologiestudium lediglich noch Studierenden aus kleinbürgerlichen Kreisen soziale Aufstiegs- und berufliche Karrierechancen zu eröffnen. Und damit stand eben die andere Erfahrung im Zusammenhang, »daß anscheinend die Wertschätzung des

Pfarrerberufs im ganzen deutschen Volk in rapidem Sinken begriffen scheint«<sup>5</sup>. Auch Schian meinte dies so eingestehen zu müssen, freilich nicht ohne zugleich die Vergangenheit ins Idealbild zu verklären: »Einst gehörte der Pfarrer zum allerunentbehrlichsten Bestand jeder Gemeinde. Unbestritten hatte er die führende Stellung in Dorf und Stadt. In ehrlicher Hochschätzung schaute man zu ihm hinauf. Jeder freute sich, über dessen Schwelle der Pfarrer trat. Gern vernahm man seinen Rat auch in den Angelegenheiten des persönlichen Lebens. Einst – wie lange ist's her?«<sup>6</sup>

Nun, das wollte Schian so genau nicht wissen. Es dürfte im einzelnen auch nur schwer zu belegen sein. Offenkundig schien jedoch, wie allein schon die Tatsache der Kappstein'schen Rundfrage zu belegen vermochte, ein gesteigertes Krisenbewußtsein hinsichtlich der selbständigen Stellung des Pfarrers in der modernen Gesellschaft. Ist er nicht in all dem, was er für dieselbe bedeutet, funktional austauschbar geworden? Und widerspricht seine spezifisch kirchliche Stellung, die ihm allenfalls noch geblieben ist, nicht der protestantischen Grundauffassung vom Priestertum aller Gläubigen?

Schian hat dieser Problemsicht nicht widersprochen. Dennoch leitete er aus ihr nicht die Veranlassung ab, sein Bild vom Pfarrerberuf nun in einen kleineren Rahmen einzupassen. Möglicherweise durch die eher affirmativen Antworten, die Kappstein – wider eigenes Erwarten – auf seine Rundfrage nach der »selbständigen Bedeutung« des Pfarrers in der »modernen Kulturwelt«<sup>7</sup> durchaus erhalten hat, war es vielmehr das Ziel seiner pastoraltheologischen Vorlesungsreihe, eine Selbstinterpretation des Pfarrerberufs zu entwerfen, die ihm seine Aufgaben – allem verbreiteten Krisenbewußtsein gleichsam zum Trotz – dennoch im Horizont des gesellschaftlich allgemein Geltenden präsent hält. So ließ sich Schian bei seinen Überlegungen nicht primär von der Frage leiten, was der Pfarrer nun in der modernen Gesellschaft, die offensichtlich nicht immer sonderlich hoch von ihm denkt, tun soll, zur Steigerung seines Ansehens oder auch nur zur Wahrung verbliebener Besitzstände. Ebensowenig wollte Schian sich auf die Markierungen des positiv-amtskirchlichen Amtsverständnisses zurückziehen. Worauf Schian mit seiner ganzen Vorlesungsreihe zielte, das war vielmehr die Stärkung des von den Amtsträgern je subjektiv zu erbringenden »Amtsbewußtseins«<sup>8</sup>. Er zielte auf den Aufbau einer der Situation des Pfarrers in der modernen Gesellschaft adäquaten Berufsauffassung. Und er meinte damit nichts anderes als den Sachverhalt, daß angesichts der offenkundigen Verunsicherung seiner gesellschaftlichen Stellung, angesichts des Sachverhalts jedenfalls, daß er auf seine öffentliche Anerkennung von Amts wegen allein nicht mehr rechnen kann, nun entscheidend wird, was er aus seinem Amte macht. Die Rollenunsicherheit verlangt das gesteigerte Amtsbewußtsein. Denn Amtsbewußtsein, das bedeutet nun den Gewinn eines die bloße Übernahme tradierter Amtsfunktionen ersetzenden, verhaltensorientierenden Selbstkonzepts. Und Schian formulierte dieses sein Selbstkonzept so, daß der

Pfarrerberuf seine Berechtigung aus der Zielsetzung empfängt, daß er seines soziographisch angezeigten Funktionsverlustes unbeschadet immer noch vor die für die menschliche Gesellschaft »höchsten Aufgaben stellt«<sup>9</sup>. Seine Aufgabe ist immer noch die, die Kirche so zu gestalten und für andere erfahrbar zu machen, daß sie der Vermittlung religiös-ethischer Gewißheit in der Gesellschaft dient. Schian schließt seine Vorlesungsreihe deshalb auch mit einem Abschnitt, der dem »Pfarrer als Kulturträger«<sup>10</sup> gewidmet ist. Soll er dem bereits öffentlich geäußerten Verdacht auf seinen gesellschaftlichen Bedeutungsschwund wirksam entgegensteuern können, dann muß er dieses Stichwort auf sich anwenden. »Kultur« so Schian, »ist nun einmal das Stichwort, das, sobald es ausgesprochen wird, weit-hallenden Beifall auslöst«<sup>11</sup>. Es gilt deshalb, »die Gunst dieser Stimmung nicht bloß der Mission, sondern auch dem Pfarrer zuzuwenden. Gelingt es, zu zeigen, daß er ein notwendiges Element unserer modernen Kultur ist, dann wird niemand gegen ihn und seinen Beruf etwas einzuwenden haben«<sup>12</sup>.

Wir wissen es. Auch wenn es heute wieder anders klingt, die Gunst dieser dem Stichwort »Kultur« geneigten Stimmung ist sehr bald nach Schians emphatischem Appell verloschen. Für längere Zeit schwand damit aber auch das Interesse, das kirchliche Selbstverständnis des Pfarrerberufs zugleich im Zusammenhang gesellschaftlicher Funktionszuschreibungen zu entfalten. Die theologische Umorientierung in den 20er Jahren hat vielmehr nachhaltig dafür gesorgt, daß der kulturprotestantischen Modellvorstellung vom Pfarrerberuf die theologische Konzentration auf die ihm wesentliche Verkündigungsaufgabe entgegengestellt wurde.

Es kann hier nicht darum gehen, diese Entwicklung im einzelnen zu rekonstruieren. Die entscheidende Frage ist vielmehr, wie sie einzuschätzen und welche Wirkungen auf das Pfarrerbild auch noch unserer Gegenwart ihr zuzuschreiben sind.

Bereits vor mehr als 30 Jahren hat Trutz Rendtorff auf die gleichsam abbildhafte Entsprechung aufmerksam gemacht zwischen den modern-gesellschaftlichen Veränderungen in der sozialen Stellung des Pfarrers und eben derjenigen Auffassung von seinem spezifisch kirchlichen Auftrag, die die Dialektische Theologie weithin verbindlich gemacht hat<sup>13</sup>. Die Feststellung einer »Reduktion der Berufsrolle und der Funktion des Pfarramtes«<sup>14</sup> mag durchaus ihre Berechtigung haben. Verlangt dieser offenkundige Funktionswandel in der Sozialgeschichte des Pfarrerberufes aber die Konsequenz, die die Dialektische Theologie gezogen hat? Muß der in seiner gesellschaftlichen Bedeutung reduzierte, weitgehend für das formell kirchliche Handeln, seine kerngemeindlichen Belange vor allem zuständige Pfarrer nun sein Selbstverständnis so vom kirchlichen Auftrag her formulieren, daß er damit ins gesellschaftliche Abseits gerät, sich jedenfalls unweigerlich in Konfrontation sieht zu dem, was sonst gilt und sich als religiöse Erwartung immer noch auch an ihn richtet? Die Problematik dieser antagonistischen

Sicht dürfte in der Tat schon daraus hervorgehen, daß hier das theologische Interpretationsmuster der »sozialen Reduktion des Pfarramts« nicht nur parallel lief, die gesellschaftliche Entwicklung nicht nur aufgefangen, sondern die für das Pfarramt »regressive Tendenz« programmatisch verstärkt und somit zu ihrer Ausprägung verschärft beigetragen wurde<sup>15</sup>.

Vor der auf diese Weise tatsächlich zunehmenden Verliebtheit in die gesellschaftliche Randständigkeit des Pfarrers konnte dann auch der historische Rückblick auf die gesellschaftlich relevante Multifunktionalität, die ihm einmal zugekommen ist, nicht mehr wirksam schützen. So hat etwa der Göttinger Kirchenhistoriker Bernd Moeller 1971 in einer Universitätsrede zum Thema des »Pfarrers als Bürger«<sup>16</sup> zunächst durchaus in leuchtenden Farben hervorgehoben, wie die evangelischen Pfarrer im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts »zu den wichtigsten Tradenten der allgemeinen Kultur«<sup>17</sup> gehörten. »Die Zugehörigkeit des evangelischen Pfarrerstandes zum Bildungsbürgertum« so Moeller, »hatte zur Folge, daß die Pfarrer jeweils gewissermaßen zum frühesten Zeitpunkt mit geistigen Neuerungen in Berührung kamen und daß ihnen das Eingehen auf solche Neuerungen, die Auseinandersetzung mit ihnen unmittelbar aufgenötigt wurde und unmittelbar am Herzen lag«<sup>18</sup>. Indem Moeller dann jedoch den Blick auf unsere Gegenwart lenkt, ist von diesem symbiotischen Verhältnis zwischen Kirche und Kultur in der exemplarischen Gestalt des zugleich als Bürger in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit präsenten Pfarrers überhaupt nichts mehr übriggeblieben. Es wird vielmehr der »allgemeine Funktionsverlust« wiederum schlicht konstatiert<sup>19</sup>. Dann aber lebhaft begrüßt, daß der »hier sichtbar werdende Einbruch« wirklich als »Anlaß« genommen werden müsse für eine »Neuorientierung des Berufsbildes des Pfarrers«<sup>20</sup>. Und Neuorientierung, das heißt, die Konsequenz daraus ziehen, »daß jetzt wirklich die Zeit abgelaufen ist, in der die Funktion und der Sinn des geistlichen Amtes von den Bedürfnissen der Gesellschaft her bestimmt werden konnte«<sup>21</sup>. Alle den Pfarrern im Laufe der Geschichte zugefallenen Funktionen seien nun dahingefallen. Durchweg abschätzig werden sie der Ordnung halber noch einmal genannt: »der Pfarrer als Sittenhüter, Schulaufseher und Seelenheilkundiger, als Verfechter bürgerlicher Politik, als Zeremonienmeister bei biologischen Zäsuren und was dergleichen mehr ist«<sup>22</sup>. Was jetzt hingegen wieder anstünde und worüber er sich glücklich schätzen dürfe, das sei die »Wiederentdeckung der hohen und wesentlich eigenständigen Bedeutung des zentralen Auftrags der Wortverkündigung«<sup>23</sup>. Nun ist diese »Eigenbestimmung durch die aus dem Verkündigungsauftrag fließenden Normen die Konzeption, der die Zukunft gehört«<sup>24</sup>.

Es ist uns heute ziemlich klar, daß sich all jene Funktionen, die Moeller – wie viele andere auch – bereits erloschen sah, wenn auch in teilweise modifizierter Form, dennoch als erstaunlich widerstandsfähig erwiesen haben. Ebenso nahe liegt dann aber auch die Vermutung, daß ein programmatisch allein von der

Eigenbestimmung des Verkündigungsauftrages her verstandenes Pfarramt dessen Träger nur in eingeschränktem Maße in die Lage versetzen dürfte, solcher Eigenbestimmung nicht von vornherein entsprechende Erwartungslagen ebenfalls wahrzunehmen, anzuerkennen und vom kirchlichen Auftrag her auslegungsfähig zu machen.

Daß solche Auslegungsfähigkeit dem auf die theologische Umorientierung der 20er Jahre zurückgehenden Interpretationstyp des Pfarrerberufs zufolge bis heute programmatisch abgebaut und unterlaufen werden soll, hat denn auch der Göttinger Praktische Theologe Manfred Josuttis in spätdialektischer Manier unter dem variationsfähigen Motto »Der Pfarrer ist anders« für unsere Gegenwart belegt<sup>25</sup>. Seine »zeitgenössische Pastoraltheologie« will ihre Plausibilität für die heutige Pfarrergeneration schließlich aus der Feststellung ziehen, daß es immer noch oder nun erst recht die »Spannung zwischen Erwartung und Auftrag«<sup>26</sup> sei, die das Selbstverständnis der Pfarrer bestimme. Weil solche gesellschaftlichen Erwartungen ans kirchliche Handeln, die es eigentlich gar nicht mehr geben dürfte, doch da sind, sollen die Pfarrer nun den Konflikt mit diesen Erwartungen, in den sie ihr Auftrag hineinführt, permanent durcharbeiten, d.h. sie sollen ihren alltäglichen Beruf, von den Kasualien bis zur politischen Predigt, so gestalten, daß sie dabei fortwährend etwas anderes wollen als sie faktisch tun.

## II. Der Funktionswandel des Pfarrerberufs als Herausforderung an dessen persönliche Gestaltung

Zuständig ist der Pfarrer heute für die professionelle Wahrnehmung des kirchlich organisierten Handelns. Dies dürfte in der Tat allgemein so sein. Das ist sein öffentliches Amt, nicht für Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft im eigentlichen Sinne zuständig, sondern speziell ausgebildeter und besonders beauftragter Funktionsträger des formellen kirchlichen Handelns zu sein. Diese Funktionsreduktion bzw. -spezifikation liegt sozusagen in der Entwicklungslogik des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses. Mit dem sozio-kulturell festgestellten Funktionswandel ist jedoch keineswegs schon über dessen Deutung entschieden, wie die Deutungsambivalenzen, die ich eben angesprochen habe, ebenfalls zeigen. Der gesellschaftliche Funktionswandel des Pfarrers ist das eine. Wie der Pfarrer sich deutend dazu verhält und in der praktischen Wahrnehmung seines Amtes programmatisch damit umgeht, das andere. Dieser Sachverhalt hat nun freilich gerade im protestantischen Pfarrerbild auch eine exemplarische Verarbeitung gefunden. Sie liegt vor in der dezidierten Aufwertung der Person des Pfarrers vor seiner amtlichen Stellung in der organisierten Kirche.

In den Antworten, die Theodor Kappstein auf seine Rundfrage erhalten hat, findet sich von dem Berliner Journalisten Friedrich Demburg auch diese: »Sonst machte

das Amt den Pfarrer, heute macht der Pfarrer das Amt. Innerhalb der großen Kulturgemeinde hat er die spezielle Aufgabe der Vermittlung der Schätze an Weisheit, Schönheit, Lebenskraft und Lebenskunst, die die christliche Tradition durch die Jahrhunderte aufgehäuft hat. In den entscheidenden Stunden des Menschenlebens ist er noch immer der Träger des Wortes. Es gibt keine Gabe des Geistes, des Gemütes, der Wissenschaft und der Kunst, womit er suchende und bedrängte Seelen nicht aufrichten, festhalten und erquickern kann, wenn Überzeugungskraft dahintersteht. Man verlangt eine Persönlichkeit.«<sup>27</sup> Das ist es, worauf es dem Pfarrer nun ankommen muß. Er muß das Amt in eigene Regie nehmen. Er muß es so wahrnehmen, daß er dabei unter Aufnahme höchst unterschiedlicher Erwartungen, und zugleich orientiert an seinem speziellen kirchlichen Auftrag, Ansprechbarkeit für die nach religiös-weltanschaulicher Orientierungsgewißheit suchenden Menschen gewinnt. Also, wie es Trutz Rendtorff dann 1960 akzentuiert hat: er muß versuchen, »das Amt als ›Chance‹ für sein persönliches Wirken zu ergreifen, um etwas daraus zu ›machen‹ und es durch seine individuelle Wirksamkeit auszubauen«<sup>28</sup>.

Das in den reformatorischen Kirchen lediglich durch seine Funktionen und nicht durch die sakramentale Weihevollmacht seiner Amtsträger definierte Amt wird nun – unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft – zur Herausforderung an dessen persönliche Wahrnehmung und Gestaltung. Dies dürfte in der Tat die spezifisch protestantische Markierung sein, wie sie sich mit dem Abbau der gesellschaftlichen Vorweggeltung der kirchlichen Amtsautorität zusammenfügt: diese Umstellung von institutionalisierter Präsenz auf persönliche Leistung. Das hat das Beispiel Schians schon gezeigt. Man kann aus der Reduktion des Pfarrers auf seine spezifisch kirchlichen Amtsfunktionen und damit aus dem Abbau gesamtgesellschaftlicher Präsenz auch den Schluß ziehen auf die gesteigerten Anforderungen, die nun an die persönliche Wahrnehmung seines Amtes zu stellen sind. Nicht daß die durch den kirchlichen Auftrag bestimmten Amtsfunktionen überhaupt erfüllt werden, ist nun entscheidend, sondern daß sie flexibel erfüllt werden, in der persönlichen Einstellung auf die vielgestaltigen, problemoffenen, nicht immer leicht zu identifizierenden Erwartungslagen derer, für die sie da sind. Die formelle Eigenständigkeitsbehauptung des Verkündigungsauftrages ist in der pfarramtlichen Praxis denn auch eher dazu geeignet, sich dieser Herausforderung zu entziehen, statt sich ihr konstruktiv zu stellen. Auch deshalb dürfte sich die reformatorische Grundeinsicht in die funktionalen Bestimmungen des kirchlichen Amtes zur Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung eher dergestalt durchsetzen, daß dieses so durch seine göttliche Einsetzung definierte Amt von der es ausübenden personalen Subjektivität zugleich als produktive Gestaltungsaufgabe verstanden wird<sup>29</sup>. Darin liegt nach protestantischem Verständnis nun die Freiheit des Amtsträgers in der Wahrnehmung seines Amtes. Sie resultiert eben daraus, daß er in all seinem Tun nicht schon mit dem Offenbarungsgeschehen selber

verwechselt werden will, dessen situationsadäquater Bezeugung und Darstellung er gleichwohl dient. Bestimmt wissen will er sich durch dasjenige subjektive, gegenwartspraktische Verständnis seines objektiv kirchlichen Auftrags, das sich ihm in der Einsicht des Glaubens selber erschlossen und auf dem Wege seiner theologischen Bildung zur begründeten Zielvorstellung seiner Amtsführung ausgearbeitet hat. Das dezidiert funktionale Verständnis des kirchlichen Amtes im reformatorischen Christentum hat es zugleich zu dieser persönlichen Gestaltungsaufgabe seiner Träger gemacht, die es nun – unter modern-gesellschaftlichen Verhältnissen – recht eigentlich – umzusetzen gilt.

Ohne jetzt hier auf die kontroverstheologische Debatte einzugehen, sei nur bemerkt, daß Eugen Drewermann in seinem Psychogramm des römischen Klerikerideals<sup>30</sup> die mentalitätsgefährdenden Folgen, die aus einer mangelnden Umsetzung dieser protestantischen Einsicht entstehen, genau vermerkt hat. Er scheint mir religionspraktisch den entscheidenden Punkt durchaus getroffen zu haben, wenn er der römischen Identifikation von Person und Amt, wonach die Person durch das Amt, das sie innehat, bis hinein in den normativen Gehalt ihrer Lebensführung qualifiziert wird, »das Wissen um die Subjektivität des Glaubens« entgegensetzt<sup>31</sup>, wie sie im Protestantismus am deutlichsten Gestalt gewonnen habe. Drewermanns These ist es dabei, daß die Ämter der Kirche, wenn sie das Dasein ihrer Amtsträger und schließlich auch das Dasein derer, für die sie in der Wahrnehmung ihres Amtes da sind, psychisch nicht verformen und vergewaltigen sollen, offen bleiben müssen gegenüber der persönlichen Entwicklung des einzelnen<sup>32</sup>.

Mit dieser Offenheit, damit, daß die Amtsfunktionen nicht durch amtskirchliche Festschreibungen schon festgelegt sind auf die Art, in der sie persönlich wahrgenommen werden, sondern auf ihre individuelle Durchgestaltung warten, wachsen dann jedoch auch die Anforderungen an die individuelle Leistungsbereitschaft und deren konzeptionell ausgelegte Theoriefähigkeit. Bringt er sie mit, wird er schließlich den Kreis formeller kirchlicher Amtstätigkeiten, die bloße Verwaltung der klassischen Tradierungsinstitutionen, immer auch überschreiten, bzw. sich an der höchst variablen, situativ angemessenen Form ihrer Wahrnehmung abarbeiten. Es kommt nur darauf an, daß er sowohl durch die Struktur wie durch die inhaltlichen Vorgaben seiner Arbeit den Raum der Kirche, für den er formell zuständig ist, zugleich – eben durch die Art seiner Ausgestaltung – als einen Ort öffentlicher Sinnreflexion auch erkennbar macht. Als ein solcher Ort ist die Kirche in der Tat oft nicht mehr im Blick. Dazu kann sie aber jeweils wieder werden, sofern ihre Funktionsträger den reduzierten gesellschaftlichen Einfluß nicht schon als Wiederentdeckung ihres eigentlichen Auftrages preisen, sondern als Herausforderung, ihre Arbeit nun dezidiert zur öffentlichkeitsrelevanten Gestaltungsaufgabe der eigenen Subjektivität bzw. zum kulturpraktischen Produkt angeeigneter und selbstentwerfener konzeptioneller Vorgaben in der Vermittlung von Religion, Politik und Gesellschaft werden zu lassen.

### III. Der Pfarrer als Musterprotestant

Die Umgewichtung im Verhältnis von Person und Amt ist in die allgemeine Erfahrung mit der kirchlichen Gestalt des Protestantismus deutlich eingegangen. Die Mitgliedschaftsstudien der EKD<sup>33</sup> haben schließlich gezeigt, wie stark das Verhältnis der Zeitgenossen zur Kirche durch deren Erfahrungen jeweils mit der Person des Pfarrers geprägt wird. Freilich, das bedeutet keine abstrakte Trennung zwischen Amt und Person. Die Erfahrungen mit der Person des Pfarrers schlagen schließlich gerade nicht auf ihn als dieses Individuum zurück. Sie werden vielmehr zum Muster, nach dem sich das eigene Verhältnis zur ganzen Organisation Kirche nicht unwesentlich bestimmt. Im protestantischen Pfarrer begegnet die gesellschaftliche Organisation Kirche personal, individuell vielfältig. Das stiftet manchmal Verwirrung, macht die Begegnung mit der Organisation Kirche jedoch allererst motivkräftig, ermöglicht in der Regel erst das je eigene persönliche Verhältnis zu ihr<sup>34</sup>. So ist der protestantische Pfarrer das Muster desjenigen Selbstverhältnisses zur Kirche, das jeder nur auf die ihm eigene Weise und damit in der offenen Entwicklung seiner Lebensgeschichte haben kann. Er ist dieses Muster als die Person, die zugleich das Amt wahrnimmt, ist es aber doch nicht allein von Amts wegen. Durch seine, des Funktionsträgers persönliche Art, dieses Selbstverhältnis zur Kirche praktisch zu sein, regt er die persönliche Wahrnehmung dieses Selbstverhältnisses zur Kirche auch bei anderen an. Er dürfte sie also um so eher anregen, je mehr er sich dabei auch authentisch zeigt, also nicht perfekt, sondern fragmentarisch, ohne Identitätszwang, als die Chance gelebter Rechtfertigung.

Genau deshalb, weil er sein Amt als musterbildende Gestaltungsaufgabe seiner eigenen Subjektivität wahrzunehmen hat, muß er dies dann aber auch in transsubjektiven Auslegungsformen tun, ist seine hermeneutische und kommunikative Kompetenz für eine förderliche Amtsführung schlechterdings entscheidend. An seiner Fähigkeit, die eigene Individualität zugleich auf individuell vielfältige, jeweils anders bestimmte Erwartungs- und Bedürfnislagen beziehbar machen zu können, bemißt sich seine Kraft zur situationsadäquaten Applikation des Evangeliums und damit zur gesellschaftsöffentlichen Tradierung dessen, wofür die Kirche inhaltlich steht.

Die mit hohen Einschaltquoten bedachten, nach dem Drehbuch von Felix Huby<sup>35</sup> inszenierten Fernsehserien über Pfarrer Wiegandt und neuerdings Pfarrerin Lenau können die Treffsicherheit dieser durch die EKD-Mitgliedschaftsstudien nahegelegten Überlegungen inzwischen noch einmal gut veranschaulichen. Sie belegen nicht nur das nach wie vor hohe Interesse an der Person des Pfarrers und nun auch der Pfarrerin. Dieses Interesse ist der gesteigerten Aufmerksamkeit auf das Lebensmodell anderer Funktionsebenen, z.B. eines Prof. Brinkmann in der Schwarzwaldklinik einschließlich aller mitlaufenden Klischeebildung nahezu vergleich-



bar. Die pastoralen Fernsehrollen belegen außerdem genau dies, daß der Pfarrer/ die Pfarrerin ihre Amtsführung nicht an dem orientieren können, was durch institutionell-kirchliche Vorgaben oder eingeschliffene gesellschaftliche Erwartungslagen von ihnen erwartet wird. Es gibt solche Vorgaben und solche Erwartungslagen nach wie vor. Aber Anerkennung und Resonanz, selbst bei den zunächst austrittsbereiten Zeitgenossen, verschaffen sich der Pfarrer und die Pfarrerin immer erst durch den konfliktfähigen Einsatz im Umgang mit widerstreitenden Erwartungen und durch die praktische Entschlossenheit, mit der sie das Lebensdeutungsangebot, für das die Kirche steht, Menschen in individuellen und gesellschaftlichen Krisen- und Konfliktsituationen darstellungsfähig zu machen verstehen. Der Pfarrer überzeugt um so mehr, je stärker er sein Amt individuell so wahrnimmt, daß ein sozialetisches Programm erkennbar wird, dem dann auch seine eigene Lebenspraxis in exemplarischen Situationen entspricht.

Die Fernsehserien belegen nicht die Wiederbelebung eines kulturintegrativen Pfarrerbildes wie es vom deutschen Bildungsbürgertum idealtypisch ausgeprägt worden ist. Sie belegen aber auch nicht, daß dem auf seine formellen Amtsfunktionen reduzierten, sich auf eine ritualisierte Wahrnehmung der amtskirchlichen Tradierungsinstitutionen versteifenden, mit der Rhetorik von der Eigenständigkeit des Verkündigungsauftrags sich legitimierenden Pfarrerbild die Zukunft gehört. Sie zeigen vielmehr, welches Gewicht derjenige konzeptionelle Selbstentwurf des Pfarramts – auch und gerade in der Ausübung seiner klassischen Funktionen – hat, der es seinen Trägern erlaubt, sich in problemoffener Flexibilität auf die modern-gesellschaftliche Situation einzustellen. Entscheidend ist, in den klassischen wie in den immer wieder neu und anders entstehenden Praxissituationen, die Fähigkeit zur bedürfnisangepaßten Applikation derjenigen ethisch-religiösen Orientierungsgewißheit, für die die Kirche nach wie vor steht.

Der Ort, an dem es traditionellerweise zur Ausbildung eines solchen problemoffenen, konzeptionellen Selbstentwurfs pfarramtlicher Berufspraxis kommen soll, ist bekanntlich das theologische Studium. Dort ist dafür zu sorgen, daß die Subjektivität als deren Gestaltungsprodukt die konzeptionell entworfene Amtsführung verstanden werden muß, als eine nun tatsächlich gebildete zu stehen kommt. D.h. dort soll ihr die Fähigkeit zuwachsen, sich als eine sowohl hinsichtlich ihrer kirchlichen Auftragsbestimmtheit wie hinsichtlich der gegebenen soziokulturellen Lage, mit Gründen auslegende wie auch anpassungsfähig erweisende Subjektivität darstellen zu können.

Eine kürzlich erschienene, auf eine wissenssoziologische Langzeitstudie der pastoralsoziologischen Arbeitsstelle in Hannover abgestützte Untersuchung zu den persönlichkeitsbildenden Effekten des Theologiestudiums<sup>16</sup>, bestärkt freilich in der Vermutung, daß dieses eine solche Kraft häufig nicht mehr besitzt. Stärker als die Bildungserfahrungen, die das Theologiestudium vermittelt, sind die religiösen Prägungen durch das Elternhaus, sind das soziokulturelle Milieu der Kerngemeinde

oder auch alternative subkulturelle Deutungskonventionen und Interaktionsroutinen<sup>37</sup>. Diese Prägungen sind stärker, trotz der Veränderung der sozialen Umgebung, die das Studium bedeutet, trotz der ungewohnten Denkweisen, mit denen es konfrontiert, trotz der kritischen Thematisierung affektiv besetzter Symbole, die es verlangt.

Wenn dies so sein sollte, dann dürfte darin die größte Gefahr liegen, die dem spezifisch protestantischen Profil des Pfarrerberufs heute und in Zukunft droht. Denn ist es vorwiegend die im subkulturellen Milieu erfahrene Prägung, die nach dem Theologiestudium als einem bloßen Durchlauferhitzer ausagiert wird, dann dürften es auch vor allem die dort erzeugten, meist eng begrenzten Interpretationsmuster und stark eingespielten Konventionen in der Wahrnehmung der christlich-religiösen Gehalte wie auch der kirchlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit sein, wodurch die Amtsführung bestimmt wird. Wenn das Theologiestudium mit seinen Distanzierungen, Horizonsweiterungen und Wahrnehmungsverschiebungen, die es ja nach wie vor einfordert, lediglich an der Oberfläche dessen bleibt, was die individuelle Subjektivität im lebensgeschichtlichen Bildungsprozeß prägt, dann bestünde in der Tat die Gefahr, daß der Funktionswandel des Pfarrerberufs, seine Spezifikation auf das formelle kirchliche Handeln, seine Einstellung auf die oft ziemlich engen kerngemeindlichen Belange, mit dem die Amtsführung schließlich prägenden persönlichen Selbstverständnis der Amtsinhaber konform geht. Sozialer Wandel und kirchlich-theologische Interpretation wären tatsächlich in Parallelität gebracht – endgültig dann allerdings unter regressivem Vorzeichen. Sollte die Auswertung der Hannover'schen Langzeitstudie recht behalten, dürften die Gründe für die Enttäuschung der ans Theologiestudium gerichteten Erwartung vielfältig sein. Es ist klar, daß ich sie hier jetzt nicht mehr diskutieren kann. Dennoch: Das protestantische Pfarramt will auch heute als das Produkt seiner eigenen, durch theologische Bildung zu gewinnenden Theoriebildung gestaltet sein. Nur dann jedenfalls – dann aber gewiß – dürfte der Pfarrer als der Musterprotestant, d.h. als exemplarische ethisch-religiöse Subjektivität<sup>38</sup>, seine maßgebliche Funktion für die Vermittlung christlichen Selbstbewußtseins und damit auch für das faktische Vorkommen einer ethisch-religiösen Interpretation der Gesamtgesellschaft behalten.

## Wilhelm Gräß:

1. *Theodor Kappstein*: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage, Berlin und Leipzig 1906 (=Das m. Chr. 1/2).
2. Ebd., 3.
3. *Martin Schian*: Der evangelische Pfarrer der Gegenwart, Leipzig 1914.
4. Ebd., 5f.
5. Ebd., 6.
6. Ebd.
7. So die Formulierung in dem der Rundfrage beigefügten Anschreiben, Th. Kappstein (Anm. 1), 1.
8. M. Schian (Anm. 3), 3ff.
9. Ebd., 11.
10. Ebd., 155-164.
11. Ebd., 155.
12. Ebd.
13. *Trutz Rendtorff*: Das Pfarramt – gesellschaftliche Situation und kirchliche Interpretation, in: Gerhard Wurzbacher u.a. (Hg.): Der Pfarrer in der modernen Gesellschaft. Soziologische Studien zur Berufssituation des evangelischen Pfarrers, Hamburg 1960, 79-102.

Anmerkungen zu den Seiten 248-255

14. Ebd., 86.
15. Ebd., 88.
16. *Bernd Moeller*: Pfarrer als Bürger. Vortrag zur Eröffnung der Universitätswoche Göttingen, 11. Oktober 1971, Göttingen 1972 (= Göttinger Universitätsreden 56).
17. Ebd., 19.
18. Ebd.
19. Ebd., 24.
20. Ebd.
21. Ebd.
22. Ebd., 25.
23. Ebd.
24. Ebd.
25. *Manfred Josuttis*: Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, München 1982.
26. Ebd., 46.
27. Th. Kappstein (Anm. 1), 29.
28. T. Rendtorff (Anm. 13), 90.
29. Vgl. die Verbindung des instrumentellen Amtsverständnisses mit dem Verständnis von seiner göttlichen Einsetzung in CA V.
30. *Eugen Drewermann*: Kleriker. Psychogramm eines Ideals, Olten 1989.
31. Ebd., 744.
32. Ebd.
33. *Helmut Hild* (Hg.): Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Meinungsbefragung, Berlin 1974; *Johannes Hanselmann u.a.* (Hg.): Was wird aus der Kirche? Ergebnisse der zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1984. Vgl. dazu jetzt auch *Joachim Matthes* (Hg.): Kirchenmitgliedschaft im Wandel. Untersuchungen zur Realität der Volkskirche. Beiträge zur zweiten EKD-Umfrage ›Was wird aus der Kirche?‹, Gütersloh 1990.
34. Vgl. *Volker Drehsen*: Die angesonnene Vorbildlichkeit des Pfarrers, in: *Pastoraltheologie* 78 (1989), 88-109.
35. *Felix Huby*: Oh Gott, Herr Pfarrer, Stuttgart 1988; *ders.*: Pfarrerin Lenau, Stuttgart 1990.
36. *Dietrich Engels*: Religiosität im Theologiestudium, Stuttgart 1990.
37. Ebd., 220.
38. Vgl. *Godwin Lämmermann*: Der Pfarrer – elementarer Repräsentant von Subjektivität?, in: *ZEE* 35 (1991), 21-33.